

Interview zur Studie «re:connect»

**mit Prof. Dr. Rahel Heeg, Hochschule für Soziale Arbeit FHNW,
und Monika Luginbühl, BFF – Kompetenz Bildung Bern**

Worum geht es bei re:connect?

Die Studie befasst sich mit Jugendlichen, die selbst- oder fremdgefährdet sind und aufgrund ihrer Lebenslage, in der sie einen erhöhten Schutzbedarf haben, freiwillig oder nach Einweisung in engeren Settings leben – also in Institutionen mit intensiver Betreuung. Konkret geht es in der Studie um die Frage, wie die Jugendlichen mit digitalen Medien umgehen und welche pädagogischen Antworten Fachpersonen haben.

Hintergrund der Studie ist, dass wir in der Vorgängerstudie ebenfalls im stationären Setting gesehen hatten, wie unglaublich herausfordernd der Umgang mit digitalen Medien ist. Die Fachpersonen sind auf der Suche, sie haben zum Teil Antworten, aber auch sehr viele Fragen. In der Vorgängerstudie hatten wir jedoch die Perspektiven der Jugendlichen nicht – wir hatten nur die der Fachpersonen. Jetzt möchten wir beides zusammenbringen und auch die Perspektiven der Jugendlichen sichtbar machen. Gleichzeitig lassen sich die Herausforderungen in diesem speziellen Setting wie unter einem Brennglas konkreter und deutlicher ausgeprägt sehen. Und wir erfahren eben auch, wie die Praxis damit umgeht, welche Antworten und Lösungen gefunden werden und welche Fragen noch immer bestehen.

Was für Jugendliche haben Sie für die Studie befragt?

Wir waren in völlig unterschiedlichen Einrichtungen, deshalb sind auch die Lebenssituationen der Jugendlichen sehr verschieden. So sind unter anderem Jugendliche dabei, die sich in einer psychischen Krise befinden, oder auch solche, die in der Einrichtung sind, weil es familiär schwierig ist. Andere wurden wegen eines Delikts verurteilt und sind deshalb in der Massnahme.

Altersmässig sind sie zwischen zwölf und 18 Jahren; es sind etwa gleich viele Mädchen wie Jungs. Es ist wirklich eine grosse Spannweite – und sie gibt einen guten Einblick in die grosse Unterschiedlichkeit, in der Jugendliche leben.

Methodisch sind wir so vorgegangen, dass wir zunächst mit den verschiedenen Einrichtungen Kontakt aufgenommen haben. Die Fachpersonen haben anschliessend die Jugendlichen angesprochen. Bei ihnen ist das auf grosses Interesse gestossen: Viele Jugendliche haben gerne mitgemacht, insgesamt sind knapp 40 dabei, und ich hatte den Eindruck, dass sie sehr motiviert sind, ihre Sicht der Dinge zu erklären. Zum Abschluss haben wir dann noch Gruppeninterviews mit den Fachpersonen geführt.

Wie unterscheidet sich denn die Situation der Jugendlichen in intensiv betreuten stationären Settings von der Situation derjenigen, die zu Hause in der Familie leben?

Unser Interesse bei dieser Studie lag auf hoch belasteten Jugendlichen, das heisst Jugendliche mit einem besonders hohen Risiko für Fremd- und Selbstgefährdung. Tendenziell sind Jugendliche, die in stationären Einrichtungen untergebracht sind, schon mal stärker belastet als Jugendliche, die in ihrer Familie wohnen. Die

Problematiken, die viele Jugendliche ohnehin erleben – unabhängig von der Frage nach dem Umgang mit digitalen Medien – sind also bei ihnen ganz besonders ausgeprägt.

Und wie nutzen diese Jugendlichen digitale Medien?

Die Themen und die Frage, warum sie digitale Medien nutzen, unterscheiden sich gar nicht so sehr von denen anderer Jugendlicher. Kontaktpflege ist für sie sehr wichtig: Sie sind mit vielen anderen auf unterschiedlichen Plattformen intensiv im Kontakt und im Austausch. Spass und Unterhaltung, aber auch Informationssuche oder Alltagsorganisation sind weitere Themen, die man auch aus anderen Studien kennt.

Allerdings war für uns sehr eindrücklich, dass die Bedeutung bestimmter Themen für die Jugendlichen in diesem reglementierten Setting besonders zum Ausdruck kommt. Ganz klar wird es beim Thema Kontakt: Wenn man das Handy nur noch zu bestimmten Zeiten – oder vielleicht auch mal gar nicht – benutzen darf und die ganzen Chats weiterlaufen, ist man aus den Chats einfach draussen. Und auch andere Themen sind uns aufgefallen: So war es eindrücklich zu hören, dass es für Jugendliche sehr einschneidend ist, wenn sie die eigene Musik zu den Zeiten, zu denen sie es gerne wollen, nicht mehr hören können. Dann können sie nicht mehr so einfach die eigenen Emotionen regulieren, zum Beispiel beim Einschlafen. Das heisst: Für alle Jugendlichen ist Musik sehr wichtig, aber die hohe Bedeutung wird dann klar, wenn man sie den Jugendlichen wegnimmt. Hier haben sie wirklich ganz klar benannt, wie schwierig die Situation für sie ist.

Lassen sich die Nutzungsgewohnheiten und die Medienkompetenz der Jugendlichen im stationären Setting mit denen von anderen Jugendlichen vergleichen?

Ich würde sagen, dass wir in dieser Studie bei den Nutzungsgewohnheiten eine ähnliche grosse Heterogenität wie auch sonst bei Jugendlichen haben. Es ist überhaupt nicht so, dass Jugendliche alle auf dieselbe Art das Gleiche machen – diese Vielfalt sehen wir. Und was die Medienkompetenz betrifft: Die ist schwierig einzuschätzen. Auch hier haben wir bei den Jugendlichen, die wir interviewt haben, eine riesige Spannweite. Sie reicht von Jugendlichen, die sich sehr viele – auch selbstkritische – Gedanken machen, bis zu anderen, die eher die Haltung vertreten: «Was habt ihr eigentlich? Es ist doch alles in Ordnung, macht nicht so einen Stress.»

Was beschäftigt denn die Jugendlichen und wie nehmen sie das wahr, was sie da konsumieren?

Die Blicke der Jugendlichen auf sich selbst sind sehr unterschiedlich. Ein Thema, das sie stark beschäftigt, ist der Druck aus den vielen Kontakten – also das, was die ganze Zeit an Nachrichten läuft – und wie sie damit umgehen. Ein weiteres Thema, das viele beschäftigt, ist Sucht im weitesten Sinne: «Wie viel bin ich online? Wie merke ich, dass es von 'Es tut mir gut' zu 'Ich verliere mich selbst' kippt?» Es gibt auch Jugendliche, die hochproblematische Inhalte – etwa Gewaltvideos – konsumieren, weiterschicken und dann sehr flapsig darüber erzählen. So nach dem Motto «Ist doch lustig und dann lachen wir alle». Da ist nicht unbedingt ein Problembewusstsein vorhanden. Die grosse Spannweite zeigt sich also auch hier.

Vor welchen Herausforderungen stehen die Fachpersonen, wenn es darum geht, die Jugendlichen in ihrem Medienkonsum adäquat zu begleiten?

Eine grosse Bedeutung hat, denke ich, die Tatsache, dass sich die Welt in den vergangenen Jahren sehr verändert hat. Und dass die Konzepte der Begleitung in den Institutionen mit dieser Veränderung Schritt halten müssen. Und das ist nicht so einfach, wenn man sich überlegt, wie Jugendliche heute aufwachsen: Was passiert, wenn ein Zehn- oder Elfjähriger plötzlich ein Smartphone bekommt, mit dem sich einfach eine riesige Welt öffnet? Das sind Veränderungen, derer man in Institutionen Rechnung tragen können muss. Was brauchen die Jugendlichen im Umgang mit der Welt, in der sie heute aufwachsen? – diese Frage fordert Erwachsene sehr heraus.

Wie können Einrichtungen und Fachpersonen, auch wenn sie vielleicht nicht immer sehr medienkompetent sind, die Jugendlichen im Umgang mit Medien gut begleiten?

Der erste Schritt ist schon mal, Interesse an dem zu zeigen, was die Jugendlichen machen. Und zwar ohne Vorverurteilung – nur weil man etwas nicht versteht, heisst es nicht, dass die Lebenswelt von Jugendlichen nicht auch wichtig ist.

Es ist darüber hinaus aber auch wichtig zu sehen, dass Medienkompetenz verschiedene Teilkompetenzen beinhaltet: Technisch sind Jugendliche oft sehr fit. Manchmal auch noch bei der Nutzung – sie sind schnell dabei, irgendetwas auf dem Gerät zu machen. Aber wenn es um Reflexionskompetenz oder um soziale Kompetenzen geht, können ihnen Erziehungsberechtigte und Fachleute sehr viel mitgeben, und zwar rein durch die Auseinandersetzung und das Interesse, ohne dabei aber selbst jedes Tool zu kennen. Das hat sehr viel mit Beziehungsqualität und Beziehungsgestaltung zu tun: ein ganz zentraler Wert.

Könnte man sagen, dass ein Schlüssel darin liegt, eine gute Beziehung zu den Jugendlichen herzustellen, damit sie überhaupt adäquat begleitet werden können?

Das ist sicher ein ganz zentraler Aspekt. Man weiss aus vielen Studien in pädagogischen oder therapeutischen Prozessen, dass Beziehung und das Vertrauen zwischen Fachleuten und den Kindern/Jugendlichen, ob in der Schule, der Einrichtung oder der Therapie, etwas ganz Wichtiges sind. Ohne all das ist es sehr schwierig, gelingende Prozesse zu initiieren.

Durch die Digitalität hat sich die Welt ja insofern verändert, als dass Räume nicht mehr so überblickbar sind wie früher. Mit all den digitalen Geräten sind die Grenzen viel fließender: Kinder und Jugendliche können zwar physisch anwesend sein, aber in Räume abtauchen und sich woanders aufhalten. Und darum ist es noch viel, viel wichtiger, diese Beziehung und das Vertrauen zu haben. Denn nur so werden wir überhaupt in die Nähe von diesen Räumen kommen können. Ansonsten ist das Abtauchen etwas, was im Verborgenen oder Verschlungenen passiert und irgendwann haben Erwachsene gar keinen Plan mehr, was da eigentlich noch läuft – selbst in den eigenen vier Wänden: im Kinderzimmer, im Jugendzimmer oder wo auch immer.

Ich glaube, es wird wirklich viel gerungen und nach Lösungen gesucht. Vielen Fachleuten ist es ein grosses Anliegen, einen guten Umgang mit den digitalen Medien zu finden – das war in der Studie deutlich spürbar. Man sucht nach guten Wegen, man hat unterschiedliche Ressourcen im Team, wer wie medienkompetent ist, und man überlegt sich, wie man das zusammenbringen und einsetzen kann. Dabei gibt es immer wieder Momente, wo selbst medienaffine Sozialpädagogen und Pädagoginnen hilflos

sind, wo sie an Grenzen kommen. Und insgesamt ist sicher ein grosser Bedarf nach noch mehr Klarheit oder nach noch mehr fundierter Kompetenz da. Aber das Anliegen haben wir bei vielen wahrgenommen: dass sie den Umgang mit digitalen Medien als etwas Wichtiges anschauen, wobei sie Jugendliche gut begleiten möchten. Daher habe ich auch einen grossen Respekt vor den Kolleginnen und Kollegen aus der Praxis, die sich mit all diesen Themen auseinandersetzen. Diese Themen, die überall in ihrem Alltag präsent sind, sind letztlich grosse gesellschaftliche Themen, mit denen zu befassen im Grunde wir alle in der Pflicht sind. Die Hochschulen, aber auch die Gesellschaft im Allgemeinen hat da eine Aufgabe.

Noch einmal zurück zu den Jugendlichen: Was machen die Jugendlichen online und wie nehmen die Fachpersonen diese Aktivitäten und die Medienkompetenz wahr?

Was die Fachpersonen sehr deutlich sehen, ist die hohe Bedeutung von digitalen Medien für Jugendliche.

Sehr deutlich hört man bei ihnen auch die Sorge um problematische Inhalte. Bei den Jugendlichen kommt das zwar auch zur Sprache, aber bei den Fachpersonen nimmt es viel mehr Raum ein. Das Thema Sucht wird von den Fachpersonen natürlich ebenfalls benannt: Hier sehen sie eine ganz klare Aufgabe für sich, indem sie sagen, dass die Jugendlichen es nicht allein schaffen und klare Regeln brauchen, um den Medienkonsum zu begrenzen. Insgesamt hören wir von den meisten Fachpersonen vor allem Risiko- und problematische Themen. Die wertvollen, konstruktiven, kreativen Aspekte nehmen dagegen wenig Raum bei ihrem Nachdenken über den Medienkonsum von Jugendlichen ein. Wobei das, glaube ich, nicht unbedingt daran liegt, dass sie diese Aspekte nicht sehen, sondern dass sie ihren Fokus nicht darauf haben. Kurz gesagt: Sie fühlen sich verantwortlich, die Jugendlichen vor dem zu schützen, was sie nicht im Griff haben.

Was wäre Ihr Fazit?

Jugendliche erwarten nicht immer die totale Medienkompetenz von den Erwachsenen, aber eine Form von Respekt und Interesse. Und die kann man auch zeigen, wenn man etwas nicht versteht.

Es zeigt sich aus meiner Perspektive eine grosse Heterogenität: Es gibt Fachleute, die interessiert und kompetent sind, aber manchmal tatsächlich an eine Grenze kommen, etwa im Bereich von verstörenden Videos. Und dann gibt es Fachleute am anderen Ende der Skala, die sich wie auf einem fremden Planeten fühlen und nicht wissen, wie sie aus der Situation herausfinden oder überhaupt Anschluss finden können.

Und genau das spüren die Jugendlichen natürlich: Was wir in den Interviews besonders stark gehört haben, sind die Stimmen, die sich nicht verstanden fühlen, Jugendliche, die sagen: «Die Fachpersonen haben keine Ahnung, sie verstehen mich und meine Erfahrungen nicht. Das Beste ist, wenn ich sie möglichst aus dem Spiel lasse.» Was für Jugendliche also nicht genug ist, sind – auf einer eher technischen Ebene – Informationen darüber, was gefährlich ist und worauf sie achten müssen. Was sie vielmehr brauchen, ist das Gesprächsangebot von einem Gesprächspartner, einer Gesprächspartnerin, die für sie relevant sind, zu denen sie das Vertrauen haben, dass die Person richtig auf sie reagiert, die Bedeutung versteht und sie damit auch wirklich gut begleiten kann. Und damit einen echten Mehrwert bietet.